

**Laudatio zur Verleihung des Aachener Friedenspreises
am 1. September 2008 in der Aula Carolina, Aachen**

Frank Bsirske

Liebe Freunde,

gerne habe ich die Einladung angenommen, die Laudatio auf die drei Preisträger des Aachener Friedenspreises 2008 zu halten, auf die beiden Träger des Internationalen Preises, die Frauen von Machsom Watch aus Israel und Pfarrer Mitri Raheb aus Palästina und auf Andreas Buro, den Träger des diesjährigen nationalen Preises.

Ein Preis, drei Träger, das erscheint ungewöhnlich. Aber nur auf den ersten Blick. Denn hinter den Preisträgern stehen ja viele Menschen, die sich heute hier in Aachen auch ausgezeichnet fühlen dürfen, all die tausenden und abertausenden Mitstreiter für den Frieden, die alle einzeln zu ehren, dieser große Saal viel zu klein wäre. Und doch hat die heutige Preisverleihung mehr als nur stellvertretende Symbolik. Wäre das so, stünde nur die abstrakte Idee im Vordergrund und möge sie noch so einmalig wie „der Frieden“ sein, unterschiede sich der Aachener Friedenspreis 2008 nicht vom Aachener Karlspreis 2002, der bekanntlich an „den Euro“ verliehen wurde.

Ich werde also die Bitte, heute drei Menschen aus Fleisch und Blut zu würdigen, gewissermaßen für mehr als nur bare Münze nehmen.

Das herausragende Wirken der diesjährigen Träger des Aachener Friedenspreises ist verbunden mit ihrem mutigen und konsequenten Eintreten für Frieden ohne Waffen. Das klingt pathetisch und leicht daher gesagt zugleich. „Frieden ohne Waffen“ – eine viel strapazierte und oft missverstandene Formel. Was dahinter steht, mag auf Kongressen, in geschlossenen Räumen diskutiert werden, leidenschaftlich, aber doch abstrakt. Wer es aber ist, die oder der dieser Forderung ein Gesicht verleiht, das wird erst im Alltag sichtbar, unter freiem Himmel, und nicht nur auf Demonstrationen.

Zum Beispiel in glühender Sommerhitze, an einem der vielen Kontrollpunkte zwischen Israel und den besetzten palästinensischen Gebieten.

Und damit komme ich zur ersten unserer drei diesjährigen Preisträger. Kontrollpunkt, oder „checkpoint“, wie das die Berliner in Erinnerung an Mauer und Stacheldraht nennen, heißt auf Hebräisch „Machsom“. Und Mauer und Stacheldraht mögen in Berlin zum geschichtlichen Erbe gehören, in Palästina gehören sie zum Alltag. Die holperigen Wege zwischen Israel und den besetzten palästinensischen Gebieten sind mit „Machsoms“ gepflastert, ganz anders als die geteerten Schnellstraßen, mit denen das israelische Kernland und die Siedler-Exklaven verbunden sind, zur exklusiven Benutzung durch die Siedler.

Wir Deutschen neigen manchmal zu Übertreibungen und bezeichnen schnell als Schikane, was in Wahrheit nicht viel mehr ist als kleinliche Bürokratie. Wer Schikane in des Wortes wahrer Bedeutung kennen lernen möchte, möge einen genauen Blick auf einen beliebigen der vielen „Machsoms“ werfen, so wie es die Frauen von „Machsom Watch“ seit 2001 immer wieder tun, unaufgeregt und beharrlich. Der Beobachter wird Bilder sehen von der militärischen Arroganz der Macht, die aufwühlen, schlimme Formen der Gewalt durch bloßes Nichtstun. Er wird Grenzgänger sehen, die warten, zur Kontrolle vorgelassen zu werden, und dies seit Stunden in der brütenden Mittagshitze, weil – so die Grenzzoffiziere – „das Computersystem zusammengebrochen ist“ oder weil „eine Rückmeldung aus der Zentrale auf sich warten lässt“.

Dass darüber dann nicht auch die Wartenden zusammenbrechen, dass Dialysepatienten, dass Schwangere ihren Weg fortsetzen können in die israelischen Krankenhäuser, dafür setzt sich Machsom Watch ein, mit Worten, Plakaten und Blicken als einzige Waffe.

Ja, liebe Roni Hammermann und all die mutigen Frauen von Machsom Watch, Sie schauen genau hin. Sie schauen den jungen Soldaten und Soldatinnen, die ihren Wehrdienst an den Kontrollpunkten verrichten, fest in die Augen, so wie eine israelische Mutter ihre Kinder fixiert, wenn sie was „angestellt“ haben. Und Sie mischen sich ein, wenn das Warten „grenzwertig“ wird im wahrsten Sinne des Wortes, wenn bereits das Zuschauen unerträglich wird und das Erleiden erst recht. Sie befragen die Wartenden und übermitteln ihr Anliegen, klären Missverständnisse auf, gewollte und ungewollte. Und es gelingt diesen mutigen Frauen immer wieder, zu vermitteln, wo die Lage aussichtslos erscheint. Das ist – bei allem Respekt vor Mahatma Gandhi – noch mehr als der gewaltlose Widerstand, das ist gewaltlose Intervention.

Gegen die Sturheit und Arroganz der Macht setzen Sie – die Frauen von Machsom Watch – die Ihnen eigene Sturheit der besseren Argumente. Diese blutjungen Grenzsoldaten und -soldatinnen könnten Ihre Kinder sein, und Sie lassen sie das spüren. Und das wirkt. Nicht immer, aber oft. Dazu gehört viel Mut in Situationen, die leicht in Gewalt abstürzen können, wo der Finger am Abzug der Grenzposten locker sitzt. Gewalt mit friedlichen Mitteln zu überwinden, erfordert Mut und Besonnenheit. Dazu möchte ich Ihnen gratulieren, liebe Roni Hammermann, Ihnen und ihren engagierten Mitstreiterinnen.

Danken möchte ich Ihnen auch dafür, wie souverän Sie mit dem Undank umgehen, der Ihnen zuweilen seitens der palästinensischen „Reisenden zwischen den Welten“ entgegenschlägt. Denn die Frauen von Machsom Watch geraten nicht selten zwischen die politischen Fronten und werden auch von Seiten ihrer palästinensischen Schützlinge nicht immer als die „Engel der Kontrollpunkte“ wahrgenommen, genießen nicht die humanitäre Wertschätzung einer Elsa Brändström. Sie sind jüdische Frauen, und wenn Hass und Wut mal wieder die Oberhand gewinnen, situativ oder aus der allgemeinen politischen Stimmung heraus, dann werden sie als Jüdinnen, als Vertreter der verhassten Besatzungsmacht oder gar als Zionistinnen identifiziert und von den Wartenden zurückgewiesen. Oder man wirft Ihnen vor, Teil des Besatzungsregimes zu sein und die Grenzschikanen nur kosmetisch zu verschönern. Ich kann mir vorstellen, dass das weh tut und bewundere Sie umso mehr für Ihre Beharrlichkeit.

Mut gehört auch dazu, die Sache des Friedens in Israel zu vertreten, den täglichen Unfrieden an den Kontrollpunkten zu dokumentieren und ihn öffentlich zu machen, eine weitere der Aufgaben von Machsom Watch. „Frieden pur“, Peace Now“ ist leider zum spöttischen Schimpfwort verkommen in Israel. Wer dafür eintritt, riskiert, als „Warmduscher“ diffamiert zu werden. Für viele Israelis wollen die Begriffe „Frieden“ und „Sicherheit“ spätestens seit der Zweiten Intifada nicht mehr zusammen passen, sie werden als Gegensatz begriffen. Die einen meinen, wer „Peace Now“ fordere, gefährde die Sicherheit und die von der anderen Seite halten dem entgegen, dass die bloße Option militärischer Sicherheitspolitik den Frieden in weite Ferne rücke. Im Ergebnis ist „Frieden“ ein seltenes Wort geworden.

Dabei wissen Israelis und Palästinenser zunehmend weniger voneinander. Der israelische Journalist und Menschenrechtler Gideon Levy tritt allwöchentlich mit seinen schonungslosen Berichten über die Menschenrechtsverletzungen in den besetzten Gebieten hervor, die er Freitags in der israelischen Tageszeitung Ha'aretz publiziert. In einem Interview mit der ZEIT hat er die Dinge im Mai 2007 auf den Punkt gebracht: Ich zitiere:

„Ein Durchschnittspalästinenser hat noch nie einen Israeli gesehen, der kein bewaffneter Soldat ist, ihn anbellt, ihn bedroht und demütigt. Und kein junger Israeli hat jemals einen Palästinenser gesehen, der kein Selbstmordattentäter war, oder ein Terrorist. (...) Beide Völker tragen nun in sich verdrehte und negative Bilder des Gegenübers. Nicht alle Israelis sind brutale Soldaten, aber die Palästinenser kennen sonst niemanden. Und nicht alle Palästinenser, wie wir alle wissen, sind Terroristen, Selbstmordattentäter, gewalttätige Menschen. Aber diese Bilder können nicht von einer auf die andere Seite gelangen. Es gibt keinen Treffpunkt.“

Machsom Watch hilft dabei, die schiefen Bilder gerade zu rücken, auch und gerade an den Kontrollpunkten.

Und dabei geht Machsom Watch, auch das ist bewundernswert, dem politischen Streit nicht aus dem Weg. Aber die Frauen halten sich raus aus der hitzigen, selbsterfleischenden Debattenkultur Israels und handeln, wo andere reden und schreien. Sie treten nicht mit politischen Forderungen hervor, sie sind keine Partei, bilden keine Bewegung. Sie sind einfach da, an den Checkpoints, und schauen hin, was passiert. Und die Kraft, die von ihrer ruhigen Gegenwart ausgeht, ist oft stärker und bewirkt etwas, konkret und spürbar für die Grenzgänger an den Kontrollpunkten, anders als heftige Parlamentsdebatten, wo Konflikte oft nur angeheizt werden.

Und all das ist umso schwieriger, als Machsom Watch eine doppelte Rolle bestehen muss, die als Beobachterinnen und Beobachtete. Es geht diesen mutigen Frauen ähnlich wie Gideon Levy: Sie sind, ob sie das wollen oder nicht, der Nagel im Fleisch der israelischen Besatzungspolitik. Ihnen schlägt oft mehr Hass entgegen als Anteilnahme – ein objektiv falsches Detail

in ihrer Berichterstattung und man würde sie der Lüge und Fälschung bezichtigen. Dass Machsom Watch diese Gratwanderung seit ihrer Gründung 2001 mit Bravour bestanden hat, verdient Hochachtung.

Liebe Roni Hammermann, liebe Frauen von Machsom Watch: Ich gratuliere Ihnen zur Verleihung des Aachener Friedenspreises 2008. Gehen Sie ihren Weg weiter, unbeirrt, uneingeschüchtert und konsequent. Halten Sie weiter Wache an den Kontrollpunkten und verlieren Sie bei all den schlimmen Bildern, die Ihnen da begegnen, bitte nicht die Hoffnung darauf, dass Machsom Watch eines Tages überflüssig werden könnte, wenn es keine Checkpoints und keine Grenzschikanen mehr gibt. Das wünsche ich dem palästinensischen und israelischen Volk von ganzem Herzen.

- - - - -

Pfarrer Mitri Raheb, auch Sie kommen zu uns aus dem „Gelobten Land“, aber von der anderen Seite der Checkpoints, aus Palästina. Ich hoffe, sie hatten eine schikanefreie Anreise, auch bei der Ausreise über den Flughafen Ben Gurion. Auch Sie sind Träger des Aachener Friedenspreises 2008. Auch Sie möchte ich ehren.

Sie sind seit 1988 Pfarrer an der evangelischen Weihnachtskirche in Bethlehem. „Kämen Maria und Josef heute nach Bethlehem durch?“, sind Sie kürzlich gefragt worden und Sie haben geantwortet: „Bis zur Mauer vor Bethlehem, aber dann nicht weiter“.

In der Tat, als jüdische Bürger Israels wäre Maria und Josef heute der Zutritt nach Palästina, zur „West Bank“ gesetzlich verwehrt. Israelische Bürger, die sich mit eigenen Augen über die soziale Lage der Palästinenser in den besetzten Gebieten informieren wollen, riskieren eine Freiheitsstrafe. Palästina – Für Israelis: Betreten verboten.

Bethlehem ist umgeben mit einer Betonmauer, doppelt so hoch wie die vergangene in Berlin. Diese Mauer soll nicht nur vor Selbstmordattentätern auf dem Weg nach Israel schützen. Da hätten es viele tausend Kubikmeter Beton weniger auch getan. Nein, diese monströse Mauer sperrt die Eingemauerten ab vom Rest der Welt und steckt sie in ein „großes Freiluftgefängnis“, wie Pfarrer Raheb in einem Brief an Hillary Clinton die Lage in Palästina, hinter der Mauer, beschrieben hat.

Der Alltag in der Geburtsstadt Christi ist trostlos. Mitri Raheb gelingt es gleichwohl immer wieder, die Hoffnung am Leben zu erhalten.

Vielleicht ist es auch so, dass die Situation des „Eingeschlossenseins“ starke Persönlichkeiten dazu bringt, Visionen zu formulieren, ihren Glauben an Veränderung wachsen zu lassen, anstatt zu resignieren. Pfarrer Raheb gehört zu diesen Menschen. Er hat eine starke Persönlichkeit und einen unbeugsamen Willen. Und er hat die Fähigkeit, anderen Menschen Mut zu machen, Ihnen ein Beispiel zu geben, dass es lohnend ist, sich der Verzweiflung entgegen zu stemmen.

Und Beispiele dieser Art hat er viele geschaffen: beginnend 1995 mit dem Internationalen Begegnungszentrum an seiner Kirche, der lutherischen Weihnachtskirche. Von dessen Erfolgen und fruchtbarer Arbeit ermutigt, rief Mitri Raheb drei Jahre später, 1998, die „Dar-Al-Kalima“-Schule, zu deutsch das „Haus des Wortes“, ins Leben. 2002 wurde das Internationale Begegnungszentrum von der israelischen Armee beschossen und teilweise zerstört. Andere hätten resigniert, nicht so Mitri Raheb. 2003 – da war die Zweite Intifada längst im Gange – gründete er das „Dar-Al-Kalima“- Gesundheitszentrum. Und als ob dies alles noch nicht genug ist an arbeitsintensiven und aufreibenden Aktivitäten für den Frieden – seit 2007 ist er dabei, der Fachhochschule für Kunst, Medien und Tourismus auf die Beine zu helfen, ein ehrgeiziges, grenzüberwindendes Projekt, ein Hoffnungsträger für Palästina.

Aus seiner abgrundtiefen Ablehnung der israelischen Besatzungspolitik macht Pfarrer Raheb keinen Hehl und meldet sich in Presse, Rundfunk und Fernsehen sehr kritisch zu Wort, auch bei seinen zahlreichen Besuchen hier in Deutschland, wo er ja acht Jahre lang in Marburg studiert hat. In realistischer Einschätzung der gegenwärtigen Machtverhältnisse ist er weit davon entfernt, die stets wechselnden tagespolitischen Ansätze für eine Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts schönzureden. Er ist schonungslos in seiner Analyse, dass der Weg zum Frieden steinig und steil ist und noch eine lange Strecke vor sich hat. Diese Ehrlichkeit zeichnet ihn aus. Was die Weltmächte seit vielen Jahren an wechselnden Nahost-Illusionen anbieten, überzeugt ihn nicht.

Aber Mitri Raheb kennt auch den Unterschied zwischen Illusion und Hoffnung. Ebenso unmissverständlich, wie er politische Illusionen verwirft, findet er kraftvolle Worte für die Hoffnung. Für eine Hoffnung, die nicht „zuletzt stirbt“, sondern nie sterben darf.

Mitri Raheb, Sie verkörpern eine einzigartige Vision vom künftigen Frieden in Nahost, der sich nicht auf Israel und Palästina

beschränken kann, sondern die gesamte Region einbeziehen muss. Aber anders als die Berufspolitiker und selbsternannten Nahost-Ratgeber aus aller Welt kleiden Sie ihre Vision in einfache Worte, verständlich für die „einfachen Menschen“ in Palästina, indem Sie sagen – ich zitiere:

„Vielmehr ist es unsere einzige hoffnungsvolle Vision, heute raus in unseren Garten zu gehen, in unsere Gesellschaft, und einen Olivenbaum zu pflanzen.

Denn wenn wir heute nichts pflanzen, wächst morgen nichts. Aber wenn wir heute einen Olivenbaum pflanzen, wird er morgen Schatten geben, unter dem die Kinder spielen können, dann wird es Öl geben, das unsere Wunden heilt – und es wird Olivenzweige geben, mit denen wir winken werden, wenn der Frieden kommt.“

Das Zitat stammt aus Ihrem zuletzt erschienenen Buch „Bethlehem hinter Mauern – Geschichten der Hoffnung aus einer belagerten Stadt“. Ich wünschte mir und uns allen, die am Projekt Frieden arbeiten, dass dieses Buch oder Kapitel daraus Eingang in die bundesdeutsche Schulbuchauswahl finden möge, damit die Stimme von Mitri Raheb Gehör finden kann bei der deutschen Jugend und mithilft, deren Sinne zu schärfen für gewaltfreie Konfliktbewältigung, in der Politik und im Alltag.

Lieber Mitri Raheb, auch Ihnen wünsche ich von ganzem Herzen Kraft für Ihre Friedensmission. Bitte bleiben Sie uns Deutschen verbunden in der gemeinsamen Anstrengung für Frieden und Aussöhnung in Palästina. Und halten Sie uns auf dem Laufenden, wie sich die Dinge in Bethlehem entwickeln. Sie ermutigen uns, die Hoffnung nicht aufzugeben, dass uns eines Tages gute Nachricht aus Ihrer symbolträchtigen Geburtsstadt erreichen.

Dass der steile Weg zum Frieden mit unendlich vielen Steinen übersät ist, die nur aus dem Weg geräumt werden können, wenn immer wieder neue Muster der gewaltfreien Konfliktbewältigung entworfen und erprobt werden, das hat auch der Dritte im heutigen Bunde, Andreas Buro, sein ganzes Leben lang eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Europa hatte zwei Mal Krieg,

der nächste wird der letzte sein.

Gib bloß nicht auf, gib nicht klein bei,

das weiche Wasser bricht den Stein.

Wir wollen wie das Wasser sein,

das weiche Wasser bricht den Stein.

So haben es die „bots“ aus Holland gesungen, im Mai 1982 in der Berliner Waldbühne, bei dem legendären Konzert der „Künstler für den Frieden“ und 22.000 Menschen haben begeistert mitgesungen, textfest übrigens. Ich weiß nicht, lieber Andreas Buro, ob Sie zu den Organisatoren und Mitveranstaltern dieses Konzerts gehört haben, vermute es aber stark.

Das weiche Wasser bricht den Stein. Dieser Satz geht wie ein roter Faden durch Andreas Buros Biographie, angefangen Ende der 50er Jahre mit seinem Engagement in der „Internationale der Kriegsdienstgegner“ über den ersten Friedensmarsch Ostern 1960 von Hamburg zum britischen Schießübungsgelände in der Lüneburger Heide, ein Marsch, der dann – von Andreas Buro maßgeblich organisiert und ausgebaut – alljährlich zu Ostern wieder stattfand und als Ostermarsch, zeitweilig unter Beteiligung von tausenden von Menschen, zum Flaggschiff der deutschen Friedensbewegung wurde.

Das Marschieren für den Frieden hat Andreas Buro keine müden Füße bereitet. Er ist in den sechziger Jahren auf die internationale Wanderschaft für den Frieden gegangen und hat zusammen mit Helga Stolle-Tempel die deutsche Beteiligung an dem Friedensmarsch San Franzisko-Moskau auf die Beine gestellt, im wahrsten Sinne des Wortes. Das war 1961, auf dem Höhepunkt des „Kalten Krieges“, als die Berliner Mauer hochgezogen wurde und das militärische Bedrohungsszenario der Kuba-Krise die Welt in Atem hielt. Das war, als Studenten, die mit friedlichen Mitteln gegen den Krieg der Amerikaner in Vietnam protestierten, von aufrechten Berlinern auf die Bahnsteige der DDR-eigenen Berliner S-Bahn geprügelt wurden. „Geht doch nach drüben“, schrie man ihnen nach. Sicher haben auch Sie, lieber Andreas Buro, in jenen Jahren erfahren, wie schmerzhaft es sein kann, wenn friedlicher Protest und gewaltsame Widerrede aufeinanderstoßen.

Aber Andreas Buro hat es ja, wie wir alle wissen, nicht mit der Organisation von Kampagnen gegen den Vietnam-Krieg, gegen die Okkupation der CSSR durch sowjetische Panzer, bewenden lassen. Seine klug durchdachten und brillant formulierten

Analysen zur Strukturierung des Friedensprozesses unterscheiden sich bis heute signifikant von den akademischen Vorschlägen aus den Elfenbeintürmen der Wissenschaft. Unterscheiden wodurch? Was Andreas Buro entwirft, lechzt nach Verwirklichung. Die Analysen des Prof. Andreas Buro sind verbunden mit Vorschlägen zu politischem Handeln.

Stichwort „Zivile Konfliktarbeit“. Hier haben Sie Meilensteine gesetzt und eine Denkschule etabliert zur Erforschung der für die Menschheit existenziell wichtigen Frage, wie man unter bewusstem Einsatz nicht-militärischer Mittel zur Vermeidung, Beilegung und Nachsorge gewaltsamer Auseinandersetzungen beitragen kann. Andreas Buro warnt vor der Verquickung ziviler Hilfsmaßnahmen und militärischen Instrumenten, und sei es nur unter deren Schutzschild und zeigt auf Afghanistan, nicht plakativ-pazifistisch, sondern aus Sorge darüber, dass zivile Konfliktbewältigung mit Waffenbegleitung scheitern würde. Diese ehrliche Sorge zeichnet ihn aus und verschafft ihm Respekt und Anerkennung selbst bei denjenigen, die ihm auf seinem Weg zur Deeskalierung von Konflikten zwischen hoch aufgerüsteten Konfliktparteien nicht immer folgen können. Ich erinnere an die aufgeladene, hoch emotionale Debatte zum Militärschlag der NATO in Serbien.

Die von Andreas Buro seit 2006 herausgegebenen „Monitoring Dossiers“ zur zivilen Konfliktbewältigung, z.B. für die Türkei und Kurdistan, sind eine lehrreiche und darüber hinaus spannende Lektüre, in der die Gegenrede zu den vermeintlich prioritären militärischen Lösungswegen sich mit vielen überzeugenden Argumenten Gehör verschafft.

Andreas Buro setzt auf stille Diplomatie und Mediation, wo andere sich als Lösungsoption nur den Waffengang vorstellen können. Und Andreas Buro gibt den Gedanken an zivile Konfliktbewältigung auch dann nicht auf, wenn beide Konfliktparteien Schwierigkeiten haben, sich auf eine Mediation gedanklich auch nur einzulassen.

Eine solche innere Kraft kann nur entwickeln, wer als Mitbegründer des „Komitees für Grundrechte und Demokratie“ seit fast drei Jahrzehnten Erfahrungen im schwierigen Geschäft des Bohrens dicker Bretter und Barrikaden gesammelt und darüber nie den Mut und die Geduld verloren hat, nie den Gedanken zugelassen hat, dass Frieden durch militärische Gewalt gesichert gedeihen könnte. Das nenne ich konsequent. Das verdient Hochachtung.

Antonio Gramsci hat in seine „Gefängnishefte“ geschrieben: „Man muss nüchterne, geduldige Menschen schaffen, die nicht verzweifeln angesichts des schlimmsten Schreckens und sich nicht an jeder Dummheit begeistern. Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens.“

Oder von Erich Kästner - dem großen deutschen Pazifisten der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts – auf die einfache Formel gebracht: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“.

Das ist die Maxime des Friedensforschers, des unermüdbaren Friedensaktivisten Andreas Buro. Das verdient den „Aachener Friedenspreis“.

Lieber Andreas Buro, wir haben zu danken für Ihre Beharrlichkeit, mit der Sie formulieren und handeln. Wir haben zu danken für Ihre Bescheidenheit, mit der Sie Ihre Argumente vortragen und verteidigen. Das deckt sich mit dem Profil des Aachener Friedenspreises. Der ist ideell hoch und materiell bescheiden dotiert. Das ist auch gut so, weil seine Verleihung keine Anreize bietet, sich auf dem Preis auszuruhen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen weiter fruchtbares Schaffen für eine erstarkte Friedensbewegung, hier im Lande und international.